stinkte, die in diesen Zeiten in der Masse zutage treten, sich gleichsam aus dem Nexus des modernen Wirtschaftslebens herauszuziehen, in ihrer Verderblichkeit und Sinnlosigkeit aufzuweisen. Aber es gibt auch sonst mancherlei zu „betrachten", was von brennendem Tagesinteresse ist.

*

Eine Beobachtung, die immer in Zeiten der Kriegsgefahr und jetzt auch wieder gemacht wird, ist die: daß man bemüht ist, soviel als möglich Nahrungsmittel einzukaufen in der Annahme, dadurch sich vor Hungersnot zu schützen. Man kann dieses Bestreben so ausdeuten: jedermann möchte aus der Verkehrswirtschaft heraus zur Eigenwirtschaft zurück oder wie man vulgär auch zu sagen pflegt: aus der Geldwirtschaft in die Naturalwirtschaft. Ist dieses Bestreben berechtigt? entspricht es zunächst den Interessen des einzelnen und dann der Allgemeinheit?

Soviel ist nicht zu bezweifeln: wenn es wirklich der einzelnen Wirtschaft in solcher Zeit gelänge, sich dem verkehrswirtschaftlichen Nexus, in den sie eingegliedert ist, völlig oder fast völlig zu entziehen und sich auf sich selber zu stellen, das heißt ihren gesamten Güterbedarf durch Eigenproduktion zu decken, so würde das ihre Sicherheit erhöhen. Und wenn ein ganzes Volk so verfahren könnte, so würde es auch im Allgemeininteresse liegen, diesen Prozeß durchzuführen. Je mehr eine Volkswirtschaft noch eigenwirtschaftliche Organisation aufweist, desto kriegstüchtiger ist sie in ökonomischer Hinsicht — wenigstens was die Widerstandsfähigkeit, die Ausdauer anbetrifft. Das ist der Vorsprung, den die wirtschaftlich rückständigen Länder, wie Rußland und die Balkanstaaten vor uns haben, daß ihre Bevölkerung noch mehr aus selbstgenügsamen Wirtschaftssubjekten besteht. Wohlgemerkt: theoretisch bedeutet es einen Vorsprung. Und dieser hat zur Voraussetzung, daß die einzelne Eigenwirtschaft wirklich ihren Unterhalt erarbeitet. Ist das nicht der Fall, tritt eine Mißernte ein, wie es ja erfreulicherweise in Rußland dieses Jahr in Aussicht steht, dann ist natürlich die eigenwirtschaftliche Organisation eher ein Fluch als ein Segen.

In den höher entwickelten Volkswirtschaften, also auch in der unsrigen, kommt nun aber eine solche Möglichkeit, jede Wirtschaft wieder auf sich selbst zu stellen, gar nicht in Betracht, weil unser Wirtschaftsleben einen viel zu hohen Grad von Differenzierung aufweist, weil vor allem viel zu viel Wirtschaften von der Scholle losgelöst sind. Darum ist aber auch der Versuch einzelner Wirtschaften, sich durch Masseneinkäufe von Lebensmitteln sicher zu stellen, ein Versuch mit untauglichen Mitteln, und selbst vom Standpunkt des Einzelinteresses aus zu verwerfen. Man mache sich doch klar, daß es sich nicht nur um Zutaten zu den Hauptnahrungsmitteln handelt, die man in größeren Mengen aufstapeln kann. Brot und Fleisch fallen aus. Um des geringen persönlichen Vorteils willen, alle Zutaten und Nebenspeisen reichlich im Hause zu haben, schädigt man nun aber die Allgemeinheit durch ein derartiges Verfahren in unverhältnismäßig viel höherem Grade. Die Folge der panikartigen Masseneinkäufe ist eine Preissteigerung aller davon betroffenen Waren weit über das Maß der Einkäufe hinaus, womöglich auch die, daß spekulationslüsterne Händler in solchen Tagen ganze Warenpartien einsperren, was ein weiteres Steigen der Preise zur Wirkung hat. Die große Masse der Warenkäufer sieht sich dann also vor die Tatsache erhöhter Preise gestellt und muß durch schwere Verluste büßen, was egoistische und wohlhabende Käufer zu ihrem Vorteil getan haben. Die öffentliche Meinung sollte also das Vorgehen solcher noch dazu unklugen Selbstlinge als unangemessen und unpatriotisch brandmarken. Glücklicherweise steht eines der Kriegsgesetze vom 4. August die Einführung staatlicher Preistaxen, das heißt die Festsetzung von Höchstpreisen vor, die dem schlimmsten Warenwucher zu steuern bestimmt sind. Solche Festsetzungen von Höchstpreisen sind besonders notwendig, wenn etwa die Preissteigerung sich auf Vieh und Getreide erstrecken sollte. Das Gegengewicht gegen die in Aussicht genommenen staatlichen Preistaxen bildet die Aufhebung der Einfuhrzölle auf alle notwendigen Lebensmittel, die ebenfalls durch Gesetze vom 4. August verfügt ist, sowie das Verbot der Ausfuhr derselben Warengattungen. Es lohnt der Mühe, einmal festzustellen, wie die Chancen der ausländischen Zufuhr von Lebensmitteln nach Deutschland sind und wie die Bilanz der Ernährung des deutschen Volkes überhaupt sich für die Kriegszeit gestaltet. Ich komme ein anderes Mal darauf zu sprechen. Hier soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß eine partielle Rückbildung in eigenwirtschaftliche Formen, oder wenn man will, eine Anwendung sozialistischer Wirtschaftsprinzipien in dem Plan unserer Verwaltungsbehörden selbst eingeschlossen und insoweit natürlich gut zu heißen ist: insoweit zum Beispiel die Stadtgemeinden Fürsorge für reichliche Versorgung mit notwendigen Lebensmitteln und eventuelle Abgabe zu Taxpreisen an die Bevölkerung getroffen haben und treffen.

Dieselbe Tendenz des Publikums, das Wirtschaftsleben in frühere, unentwickeltere Formen zurückzubilden, liegt der Vorliebe für bares, das heißt Metallgeld, und dem Mißtrauen gegenüber kreditwirtschaftlichen Verhältnissen zugrunde, dem wir auch in diesen Zeiten begegnen. Darüber möchte ich in einem folgenden Artikel sprechen.

Der Brief eines Lüttich-Stürmers.

Aus dem Lazarett in Aachen schreibt ein verletzter Einjähriger, der mit bei der ersten Attacke auf Lüttich war, seinen Eltern einen Brief, den wir nach dem „Hambg. Frdbl." veröffentlichen:

Aachen, 8. August.

Liebe Eltern!

In der Nacht vom Sonntag auf Montag, 2./3. August, fuhren wir von Wismar ab und wurden auf der ganzen Fahrt überall mit Begeisterung begrüßt, was natürlich sehr ermutigend auf uns einwirkte, freilich kamen wir kaum einen Augenblick zum Schlafen. Am 4. August, nachts, trafen wir an unserem Bestimmungsort ein, hatten dann am folgenden Morgen, 5. August, von früh 5 Uhr bis abends 7 Uhr zu marschieren, eine kolossale Anstrengung, wobei von anderen Regimentern viele zurückblieben, namentlich von der Reserve, die dann von den hinterlistigen Einwohnern erschossen wurden. Die Bewohner Belgiens sind Kanaillen und Bestien, jeder Zurückbleibende ist rettungslos verloren. Bis zehn Kilometer in Belgien hinein wurden wir noch freundlich empfangen, dann aber ging's los. Die Belgier schießen auf alles, auch auf das „Rote Kreuz". Ja, sogar noch in Deutschland, ein bis zwei Kilometer von der Grenze entfernt, schossen gestern fünf belgische Arbeiter auf einen Verwundetentransport. Drei von der Bande konnte man packen, die anderen sind leider entwischt.

In einem Dorf, das unsere Truppen besetzt hielten, wurde von der Bevölkerung auf eine Husarenpatrouille von achtzehn Mann geschossen, natürlich ging dann das ganze Dorf in Flammen auf, und von den Einwohnern ist wohl keiner entkommen. Wir selbst wurden schon im ersten Biwak am 4. August von den Einwohnern überfallen, auch am 5. August wurde beim Durchmarsch durch ein Dorf von den Einwohnern auf uns geschossen, worauf wir natürlich scharfe Strafe folgen ließen.

Tann wurde über die Maas gesetzt. Nach 30 Kilometer kam es am 5. August, nachts 12 Uhr, zum Sturm auf Lüttich, das schon seit 15 Stunden unter unserem Artilleriefeuer stand. Leider mißlang der Sturm, da die feindliche Artillerie uns schwer beschoß, und von unserer eigenen Artillerie nicht so schnell zum Schweigen gebracht werden konnte. Am 7. August ist dann Lüttich genommen worden.

Die Eindrücke während der Schlacht zu beschreiben, ist mir unmöglich. Man wird schon im ersten Gefecht daran gewöhnt, so daß man sich schließlich beim Fallen der Mitkämpfer um einen herum kaum mehr viel denkt. Es geht trotzdem forsch weiter darauf los. Ich selbst stürzte beim Uebersteigen eines Stacheldrahtverbaues vor einem dreißig Meter hohen Fort und erlitt einen Sehnenriß am rechten Knie, der aber durchaus nicht gefährlich ist. Nachdem ich nicht mehr weiter konnte, lag ich dann noch drei Minuten im Kugelregen, bis es mir gelang, in Deckung zu kriechen.

Am Morgen nach der Schlacht bin ich dann mit Hilfe eines Krankenträgers ins Dorf-Lazarett gekommen. Durch das Dorf mußten wir dann mit mehreren anderen unter vorgehaltenem Gewehr gehen, da die Einwohner fortwährend auf uns schossen. Einen von der Bande habe ich dabei niedergeknallt. Am 6. August lagen wir dann in denselben Dorf-Lazaretten, in deren eines von ihnen trotz der aufgezogenen „Rote-Kreuz"-Fahne noch eine feindliche Granate einschlug. Am 7. August wurden wir dann per Auto nach Aachen befördert, wo wir im Landesbad, einer Gründung der Landesversicherungsanstalt der Rheinprovinz, uns wie im Himmel befinden. Die Verpflegung ist großartig, und die Privatleute sind rührend aufmerksam.

Aus der Nähe von Aachen vom 8. August ist folgender Brief datiert:

„Heute hier das erste Kriegsquartier bei einem Doktor. Großartig! Wir sind heute um 12 Uhr mittags in Aachen angekommen, also 1½ Tag gefahren. Ich kann Dir sagen, so etwas hat nur derjenige mitgemacht, der ins Feld zieht. Hamburg-Hauptbahnhof fing die Sache schon an mit Liebesgaben, so fuhren wir immer weiter, dem Feinde entgegen. In Osnabrück hörten wir, daß die Deutschen die Festung Lüttich belagern, auf der nächsten Hauptstation erfuhren wir durch den Bahnhofskommandanten, daß die Festung gestürmt worden sei. Ein Jubeln und Hurrasschreien, unbeschreiblich. In Krefeld lief gerade ein Zug mit deutschen Flüchtlingen aus Belgien ein, als auch wir einfuhren. Was die Belgier sich gefallen haben an Greueltaten, das wollte jeder Beschreibung. Die Leute, sobald sie in Krefeld aus dem Zug stiegen und uns deutsche Soldaten sahen, haben geweint. Ein Ehepaar erzählte uns, die Belgier hätten ihr kleines Kind an den Armen gepackt und auseinandergerissen, Frauen halbtot geschlagen, Reisenden ihr Geld, Hab und Gut weggenommen usw."

Der Brief berichtet dann weiter Gehörtes über die Schlacht bei Lüttich und von den Schandtaten der Freischärler, und fährt fort: „In einem Dorfe in Belgien hat ein deutscher Offizier etwas zu trinken verlangt. Der Wirt hat den Offizier in die Gaststube genommen, ihm ein Glas Wein angeboten und, während der Offizier trank, hat ihm dieser Hund ein Messer in den Unterleib gejagt. In Lüttich haben die Frauen siedendes Oel aus den Fenstern auf die Soldaten gegossen ... Die Begeisterung auch hier ist stark, alles lechzt nach Rache. Hoffentlich kommen nun wir auch bald ran."

Die ersten französischen Gefangenen.

Vier Tage ohne Nahrung. — Zerrissene Lackstiefel.

Auf der Station Freiburg i. Br. trafen am Sonntag 7 Uhr laut „Frbg. Tagespost" die ersten französischen Gefangenen ein: ein Korporal und zwei Gemeine des französischen Jägerregiments Nr. 31. Deutsche Grenzjäger führten den Transport. Als das den Bahnhof umsäumende zahlreiche Publikum der „Notunähen" ansichtig wurde, ging eine lebhafte Bewegung durch die Menge. Alle wollten die „leibhaftigen französischen Soldaten" sehen und drängten den Bahnhofsausgängen zu, wo ein beängstigendes Gedränge entstand. Doch kamen die Neugierigen nicht auf ihre Rechnung. Der Bahnhofskommandant verfügte, daß die Gefangenen den Bahnkörper überschreiten und in der Wenzinger Straße ein Auto besteigen mußten, das sie zu ihrer Internierung in die Nordkaserne brachte. Einer der französischen Soldaten trug eine recht zufriedene Miene zur Schau, während die beiden anderen ernster dreinblickten.

Auch in Müllheim wurde am Sonnabend ein in Gefangenschaft geratener französischer Soldat eingeliefert. Wie von Augenzeugen erzählt wurde, schrie und tobte der Gefangene, daß alles aus den Häusern lief. Auf die Frage, warum er sich so aufführe, gab er zu erkennen, daß er sich vor dem Erschießen so sehr fürchte. Nachdem man ihm diese Furcht ausgeredet hatte und ihm versicherte, kein Härchen würde ihm gekrümmt, wenn er keine weitere Veranlassung dazu gebe, wurde er ruhig und ließ sich Speise und Trank recht schmecken. Er erzählte, daß er mit seinen Kameraden, die in elsässischen Grenzorten stehen, seit vier Tagen nichts mehr zu essen bekommen habe. Sein Appetit war auch dementsprechend, und er äußerte vergnügt, daß er nun froh sei, unter so gute Menschen gefallen zu sein. Mitleid erweckte die Schuhbekleidung des Gefangenen. Es waren zerrissene Lackstiefel, so zierlicher Art, wie man sie bei uns auf dem Lanzboden trägt. Kein Wunder, daß ihnen die halben Sohlen fehlten. So scheint es sich zu bestätigen, was Eingeweihte stets behauptet, daß es dem französischen Heere an dem nötigen Schuhzeug fehlte, um erfolgreich in das Feld ziehen zu können.

Ueber die ersten in Straßburg eingetroffenen Gefangenen berichten die „Straßburger N. Nachr.": Ein stiller Sonntagsspaziergang führte uns hinaus vor die Wälle hinter der Orangerie. Ein Bild des tiefsten Sonntagsfriedens, das nichts ahnen läßt von dem Weltbrand, der augenblicklich Europa verzehrt. In die rauhe Wirklichkeit ruft uns das kleine Festungsgefängnis zurück, das in den Kasematten dicht am Kanal untergebracht ist. Dort sitzen vor dem Tor brave Landwehrleute ihr Pfeifchen schmauchend in gemütlicher Unterhaltung, und ein Posten macht mit geschultertem Gewehr die Runde. Hier hören wir etwas von zwei französischen Gefangenen, die eben im Hof der Kasematte spazieren gegangen seien. „Sie können sie noch am Fenster sehen", sagt uns ein Passant. Und richtig, am umgitterten offenen Fenster sitzen zwei französische Infanteristen in Drillichjacke mit dem roten Käppi, zwei braune sehnige Gestalten, anscheinend aus Gebirgsgegenden kommend. Behaglich Zigaretten rauchend lassen sie die neugierig interessierten Blicke der Passanten gleichmütig über sich ergehen. Es sind zwei pion-pions vom 152. Regiment in Gérardmer, der bekannten Grenzgarnison bei der Schlucht. Der eine ist ein verheirateter Reservist, beide stammen aus dem Departement Vosges. Auf einer Seitenpatrouille gerieten sie bei Markirch in deutsche Gefangenschaft. Sie werden natürlich scharf bewacht, aber auf Befehl des wachthabenden Kommandanten freundlich und entgegenkommend behandelt, so daß sie außer dem Verlust ihrer Freiheit kaum Grund zu irgendeiner Klage haben dürften.

Reiterlied.

Von

Gerhart Hauptmann.

Fritz v. Unruh, dem Dichter und Ulanen, zugeeignet.

Gerhart Hauptmann stellt uns dies kräftige Reiterlied zur Verfügung, das er auch dem „Boten für das Riesengebirge" zum Abdruck in seiner „Kriegsnummer" übergeben hat. Die Redaktion

Es kam wohl ein Franzos daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
Nimmermehr!!
Schon wecken die Trompeten durchs Land.
Jeder hat ein Schwert zur Hand.
Man kennt es gut, dies gute Schwert,
Von Spichern, Weißenburg und Wörth,
Das deutsche Schwert.

Es kam ein schwarzer Russ daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
Nimmermehr!!
Ein Kaiser spricht es hoch vom Sitz.
Viel Feind, viel Ehr, wie der alte Fritz.
Sein Nimmermehr ist mehr als Schall,
's ist Donnerrollen und Wiehern,
's ist Wetterstrahl.

Da kam ein Englishman daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
Nimmermehr!!
Nimmermehr ist unser Wort,
Es braust durch alle Gaue fort,
Ein Cherub trägt es vor uns her:
Nimmermehr! Nimmermehr!
Nimmermehr!

Es kamen drei Räuber auf einmal daher. —
Wer da, wer? —
Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
Nimmermehr!!
Und wärt ihr nicht drei, sondern wäret ihr neun,
Meine Ehr und mein Land bleiben ewig mein:
Nimmer nimmt sie uns irgendwer,
Dafür sorgt Gott, Kaiser und deutsches Heer. —
Nimmermehr!

Das deutsche Wesen ist uns erschienen!

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Bahr (Bayreuth).

Und wenn ich hundert Jahre würde, diese Tage werd' ich nie vergessen! Es ist das Größte, was wir erlebt haben. Wir wüßten nicht, daß so Großes erlebt werden kann. Noch vor drei Wochen wären wir unfähig gewesen, es uns auch nur vorzustellen. Dieses Gefühl, etwas erlebt zu haben, was wir selber noch gar nicht aussprechen können, überwältigt alle. Jeder sieht's dem anderen an und fühlt's am Drucke seiner entschlossenen Hand. Reden ist unnütz geworden, jeder weiß stumm, was jeder fühlt. Nichts lebt in uns als das Eine, das Ungeheure: uns ist das deutsche Wesen erschienen.

Wir haben einander endlich erblickt. Wir wissen jetzt zum erstenmal, wie wir wirklich sind. Das ist das unbeschreibliche Geschenk dieser großen Zeit. Davon schlagen in dieser schweren Stunde die Herzen alle so hoch. Niemals sind wir expansiv gewesen, aber auch noch nie so froh. In einer gläubigen Freudigkeit stehen wir beisammen, die wir niemals kannten. Denn uns ist das deutsche Wesen erschienen.

Wo war es so lang geblieben? Ueber Nacht stand es auf. Und steht so stark da, daß nichts daneben mehr Platz hat auf der deutschen Erde. Jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl ist weg. Es müßten Gespenster gewesen sein, was wir sonst noch alles dachten und fühlten: es hat gelogt, sie sind verscheucht. Wir haben uns wieder, nun sind wir nichts als deutsch; es genügt uns auch ganz, wir sehen jetzt, daß man damit völlig auskommt fürs Leben und fürs Sterben. Hochmütig waren wir nie, jetzt aber sind wir tiefmütig geworden. Aus der Tiefe leben wir jetzt, das macht uns so froh.

Von Waffen starrt das Land, und jedes deutsche Herz von Zuversicht. Ein einziges Schwert des Glaubens ist das ganze Volk. Uns ist ja das deutsche Wesen erschienen!

Wo war es denn so lang? Warum erscheint das deutsche Volk immer erst vor dem Feinde? Wo steckt es sonst? Wenn wir immer so wären, wie wir jetzt auf einmal sind für, die ganze Welt müßte sich vor uns beugen! Aber wir wußten ja selbst nicht mehr, wie wir wirklich sind; wir hatten uns längst vergessen. Jetzt, wo wir wieder wissen, wie wir wirklich sind und was wir an uns haben, erkennen wir selber erst, wie wir uns die ganze Zeit her um uns betrogen haben. Was waren wir nicht alles! Wir waren so viel, daß wir darüber uns selbst abhanden kamen; und jeder wollte nur ja für sich immer noch ganz was Besonderes sein. Wie hat uns solcher arge Wahn nur so betören und in Zwietracht so verblenden können? Es zeigt sich ja jetzt, daß wir es uns schließlich leisten durften; denn wir sind dennoch unversehrt geblieben, wir haben keinen Schaden gelitten an unserer Seele. Die deutsche Seele schlief einstweilen, und jetzt, gut ausgeschlafen, ist sie erwacht, und wir können uns kaum mehr recht entsinnen, wie denn das damals gewesen sein muß, noch vor drei Wochen, als jeder gegen jeden immer nur seinen Unterschied, seine Besonderheit, seinen Eigensinn kehrte, als wir noch getrennt lebten, als wir nur Parteien waren, kein Volk. Einer kannte da den anderen nicht, weil keiner sich selber kannte. In unheiligen Wünschen hatte jeder seinen wahren Willen vergessen. Jetzt hat jeder seinen Willen wiedergefunden, da zeigt sich's: alle haben nur einen. In allen deutschen Herzen schlägt jetzt derselbe heilige Zorn. Ein heiliger Zorn, ein heiligender Zorn, ein heilender Zorn. Alle deutschen Wunden schließen sich. Wir sind genesen. Gelobt sei dieser Krieg, der uns am ersten Tag von allen deutschen Erbübeln erlöst hat! Und wenn dann erst wieder Friede sein wird, dann wollen wir es uns aber auch verdienen, diesen heiligen deutschen Krieg erlebt zu haben. Dann soll kein Wort mehr gesagt, keine Tat mehr getan werden auf deutscher Erde, die nicht würdig wären dieser erhabenen Stunden.

An der Ecke stehen Gruppen vor den letzten Nachrichten. Dann zählt einer laut auf, wie viel Feinde wir haben; jetzt sind's schon ihrer sechs. Dann wird's eine Zeit still. Aber dann sagt einer: Viel Feind, viel Ehr, und siegen werden wir. Denn unsere Sache ist gerecht! So kann man es jetzt jeden Tag hören. Das ist der deutsche Glaube: nicht Menschenmacht entscheidet, sondern Gottes Gerechtigkeit! Es ist der Segen dieser großen Zeit, daß wir wieder auf den Geist vertrauen lernen. Wir heutigen Deutschen sind niemals einer so reingeistigen Existenz teilhaft gewesen als jetzt, da uns das deutsche Wesen erschienen ist.